

Aufgaben der Christ/inn/en in den Pfarrgemeinden
Vortrag Dr. Johann Pock, Fr 3. Juni 2011, St. Georgen am Längsee:

Vor 25 Jahren haben die beiden mittlerweile emeritierten Professoren Elmar Klinger und Rolf Zerfass in Würzburg ein Buch publiziert unter dem programmatischen Titel: „Die Kirche der Laien – eine Weichenstellung des Konzils“¹. Und den Thesen dieses Buches ergeht es wie auch so manchem Konzilstext selbst: Sie verlieren auch nach längerer Zeit nichts an Aktualität, auch wenn sie in vielen Punkten noch nicht umgesetzt sind.

Was ist dabei die Kernaussage? Die Kirche und damit auch ihre kleinen lebendigen Einheiten vor Ort, die christlichen Gemeinden, sind nicht von den Amtsträgern her zu bestimmen, sondern von allen Christinnen und Christen.

Die Aussage des II. Vatikanums über das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen, das dem Dienstpriestertum vorgeordnet ist, ist in der Praxis wohl auch 50 Jahre später immer noch erst einzuholen: Das gilt sowohl auf der Seite vieler Kleriker wie auch auf der Seite vieler sogenannter Laien. Denn das Kirchenvolk wurde zu lange daraufhin geformt, dass nur das wirklich zählt und etwas „Geistliches“ ist, was durch einen geweihten Amtsträger erfolgt.

Dieses in der katholischen Kirche jahrhundertlang praktizierte und internalisierte hierarchische Prinzip wird am II. Vatikanum durchbrochen – jedoch auch nicht durch eine demokratisches Prinzip abgelöst, sondern theologisch formuliert mit der Aussage in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* 32 von der „wahren Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“.

Viele sprechen seither von einer „kopernikanischen Wende“ in der Kirche: Wie Kopernikus das Weltbild zurechtrückte und nicht mehr die Sonne sich um die Erde drehen ließ, sondern die Erde um die Sonne – so sind innerhalb der Kirche (zumindest in der Theorie) die Verhältnisse neu bestimmt: Im Zentrum steht die gemeinsame Berufung aller Getauften – und alle Dienste und Ämter in der Kirche kreisen gewissermaßen um sie.

Unter dem Übertitel dieser Tagung „Gestaltung des kirchlichen Lebens als Aufgabe der Laien Christ/inn/en“ ist mein pastoraltheologischer Part nun, den Fokus auf den spezifischen Bereich der Pfarrgemeinde zu lenken. Ich möchte den Überlegungen zu konkreten Aufgabenbereichen zwei grundsätzliche Vorbemerkungen voranstellen: Zum einen ein biblisches Vorbild; zum anderen einen Verweis auf die Bedeutung unserer Sprache.

Vorbemerkung 1: Die Himmelfahrt Jesu als Paradigma für christliches Handeln

Da wir gerade um das Fest Christi Himmelfahrt herum dieses Symposium haben, passt es sehr gut, an diesem biblischen Text anzuschließen. Denn hier sind viele Aspekte versammelt, die im Blick auf unser Thema zentral sind. Bruno Ernspenger hat diese Gedanken in seinem Buch „Aufbruch braucht Gestaltung“ sehr schön ausformuliert.²

¹ Klinger, Elmar / Zerfass, Rolf, *Die Kirche der Laien – eine Weichenstellung des Konzils*, Würzburg 1987.

² Vgl. Bruno Ernspenger, *Aufbruch braucht Gestaltung. Impulse für die Gemeindeentwicklung*, Innsbruck-Wien-Mainz 1999, 11-14.

Bei der Himmelfahrt Jesu ist eine kleine Jünger- und Jüngerinnengemeinde versammelt. Und anscheinend verlieren sie Jesus nun endgültig. Doch sie erfahren, dass der Verlust zum Gewinn wird: Sie verlieren zwar die physische Gegenwart Jesu – aber sie gewinnen einen Perspektivenwechsel; denn der Herr ist nun in und unter ihnen zu finden. Sie selbst sind zu Subjekten des Glaubens geworden; zu Zeugen dessen, was sie erfahren haben. Dies ist der Primärauftrag für jeden Christen und jede Christin: davon zu verkünden und das zu leben, was man selbst als Glauben erfahren und angenommen hat.

Gerade im Blick auf unsere Gemeinden ist aber auch ein zweiter Aspekt sehr wichtig. Wenn man von den „Aufgaben der Christinnen in den Pfarrgemeinden“ spricht, dann ist man sehr schnell bei einer Liste all dessen, was getan wird und was noch getan werden soll.

Ich möchte meinen Beitrag gerade nicht verstehen als Appell, zusätzlich zu dem, was man tut, noch mehr zu tun. Gerade dieser Bericht von der Himmelfahrt Jesu und dem Verhalten der Jünger zeigt: Es braucht das Loslassen-Können, damit auch etwas Neues entstehen kann. Vielleicht ist das sogar einer der wichtigsten Aufträge für unsere Pfarrgemeinden: die vielen Tätigkeiten daraufhin zu durchforsten, was notwendig ist und was man lassen könnte.

Ernsperger geht aber noch einen Schritt weiter. Er fragt: „Könnte das Fehlen des Priesters, der Zentralfigur, von der her und auf die hin bisher ‚Gemeinde‘ gebildet und organisiert wurde“, ein Symbol dafür sein, dass es nicht um ihn geht, sondern darum, selbst Subjekt des Glaubens und der Seelsorge zu werden?“

Und er sagt dann einen zentralen Satz: „Aus der ‚Versorgung‘ und der ‚Auftragsarbeit‘ durch den ‚Chef‘ herauszukommen und selbst Verantwortung zu übernehmen, das war für die Jünger nach der Himmelfahrt der entscheidende Lernprozess.“³

Schon 1975 wurde auf der Gemeinsamen Synode der Bistümer Deutschlands in Würzburg gesagt, dass die Gemeinden von versorgten zu selbst sorgenden Gemeinden werden müssten. Ich meine, dass dies nun langsam konkrete Realität wird. Dabei dürfen die Kirchenleitungen in den Diözesen nicht aus der Pflicht genommen werden, alles zu tun, was die Gemeinden darin unterstützt, christliche Gemeinden zu sein – aber es ist ein Perspektivenwechsel. Man muss wegkommen von der Priesterzentrierung bzw. der Pfarrerzentrierung hin zur Frage: Wie können wir unsere Gemeinden so gestalten, dass man in ihnen etwas von der Botschaft Jesu erfahren und erkennen kann?

Und schließlich gehört zu diesem biblischen Ansatzpunkt noch die Geistsendung dazu, die die Christen und die Gemeinden ja erst befähigt, auf der Spur Jesu zu bleiben und die jeweiligen Zeichen der Zeit zu erkennen. Gerade diesen entlastenden Aspekt möchte ich meinen Überlegungen ebenfalls voranschicken: Bei all unserem Bemühen; bei all unserer Sorge um die Weitergabe des Glaubens liegt es doch nicht in unserer Hand, ob Verkündigung, ob Seelsorge wirklich gelingt.

Vorbemerkung 2: Das Problem der Sprache – „Laien-Christen“?

Die zweite grundsätzliche Vorüberlegung blickt auf unser Reden von den Laien. Wie wir nämlich etwas zur Sprache bringen, zeigt sehr viel von dem, was wir von einer Sache oder einer Person halten. Insofern lohnt es sich, einmal genauer hinzuschauen, wie in unseren Pfarrgemeinden von denjenigen gesprochen wird, die diese Pfarrgemeinde bilden, prägen und

³ Ebd., 13.

mit Leben erfüllen. Sind es Mit-Arbeiter, Leiter, Beauftragte, Berater, Verantwortliche, Ehrenamtliche? Wer arbeitet mit wem mit – und in wessen Auftrag?

Klinger und Zerfass bringen diese Problematik auf den Punkt:

„Alle Artigkeiten gegenüber ‚Laienvertretern‘, alles Werben um ‚Mitarbeit‘ der Laien und alle umständlich approbierten Statuten, die die ‚Mitverantwortung‘ und ‚Mitsorge‘ der Laien definieren (d.h. in Grenzen halten!), belegen vielmehr – schon sprachlich –, dass weiterhin den Laien allenfalls etwas eingeräumt wird, wo es in Wahrheit nichts einzuräumen gibt, weil ein Laie in der Kirche zu Hause ist und – wenn er in ihr etwas tut oder sagt – ureigenste Rechte wahrnimmt, d.h. die Sache der Kirche selbst betreibt. Ihm kommt in der Kirche eine Autorität zu, die ihm von niemanden verliehen werden muss, weil sie ihm von Gott verliehen wurde.“⁴

Wenn wir also von den Aufgaben der ChristInnen in den Pfarrgemeinden sprechen, so gilt es von vornherein festzuhalten, dass es ohne sie keine Pfarrgemeinden gibt; dass erst durch die Präsenz und das Engagement von ChristInnen Gemeinde existent und lebendig ist.

Und ein zweites sprachliches Problem ergibt sich mit dem Begriff des „Laien“ selbst. Auch dazu ist bereits viel gesagt worden. Ich bin deshalb auch nicht glücklich mit dem Begriff der „Laien-Christinnen“ – denn eigentlich wird damit im Sprachverständnis angedeutet, dass es auch Berufs- oder professionelle Christinnen gibt. Es müsste der Begriff der Gläubigen oder der Christinnen genügen, denn er drückt positiv aus, was wir von der Taufe her sind.

Außerdem wird auch in den Tätigkeitsbereichen in der Gemeinde deutlich, dass hier der Laienbegriff nicht hilfreich ist: Denn es gibt Laien, die Dienste und Ämter wahrnehmen als Pastoralassistentinnen, Religionslehrerinnen, Mesnerinnen, Pfarrgemeinderäten etc. Und es gibt Laien, die Experten sind für unterschiedliche Tätigkeiten: als ausgebildete Mesner/innen, Organist/innen, KantorInnen; als Expertinnen für Wirtschaftsfragen, für Kommunikation, für Coaching und Leitung etc. Und schließlich haben wir in vielen Pfarrgemeinden Laien, die ausgebildete TheologInnen sind.

Auf der anderen Seite bin ich, wenn ich in einem Wirtschaftsrat als Priester sitze, dort gewissermaßen der fachliche Laie ...

Ich meine, dass es den Pfarrgemeinden und den in ihnen handelnden Personen gut täte, dies auch deutlich zu machen: dass es um eine gemeinsame Verantwortung der Christen und Christinnen geht für eine Gemeinde.

Ich kenne selbstverständlich auch die theologische Argumentationslinie, die im Laienbegriff einen Würdebegriff versteht – als Mitglied des „laos tou theou“, des Volkes Gottes. Nur entspricht dieses Verständnis eben nicht dem alltäglichen Sprachverständnis – und wohl auch nicht dem Empfinden vieler Menschen.

Meine zweite Vorbemerkung lautet also zusammengefasst: Sprache prägt Wirklichkeit. Deshalb braucht es einen sensiblen Umgang mit den Bezeichnungen für jene, die in der Pfarre tätig sind.

⁴ Klinger / Zerfaß, Kirche der Laien, 5f.

Damit komme ich zum Hauptteil meiner Überlegungen: Was sind denn nun die zentralen Aufgaben der Christen und Christinnen in den Pfarren? Ich möchte diese Überlegungen zunächst entlang der Grunddienste der Kirche anstellen – also Verkündigung, Diakonie, Feier und Gemeinschaft. Ich tue dies auch deshalb, weil damit eine wichtige Unterscheidung deutlich wird: Es geht mir in meinen Überlegungen nicht nur oder primär um die je persönliche Sendung eines Christen, sondern um den gemeinschaftlichen Anteil an dieser Sendung.

Denn die Laien wurden ja häufig gerade auf diesen persönlichen Anteil eingeschränkt als dem klassischen „Weltdienst“ – nämlich das Christsein zu leben in der Familie, in der Arbeitswelt, in den alltäglichen Bezügen. Das ist selbstverständlich hier mitgedacht. Mir geht es aber gerade darum zu zeigen, dass es auch eine gemeinsame Verantwortung für eine Gemeinschaft von Glaubenden, konkret für eine Gemeinde bzw. eine Pfarrgemeinde geht – und dass dieser Auftrag zu den Grunddiensten der Kirche von den ersten Gemeinden an nicht nur oder primär an Amtsträgern gehangen hat.

1. Die Glaubensweitergabe – der missionarische Auftrag

Eine der zentralsten Aufgaben für uns Christen ist das Bezeugen bzw. das Weitergeben unseres Glaubens. Nicht umsonst ist die Martyria einer der Grunddienste der Kirche. Und ich finde es schön, dass hier das griechische Wort wirklich beides beinhaltet: nämlich die Weitergabe durch das Wort wie auch durch die Tat, durch das eigene Leben.

Ich möchte diesen Verkündigungsauftrag in dreifacher Weise sehen: als Verkündigung durch unsere Ausdrucksformen; als Verkündigung durch die persönliche Begegnung und als Verkündigung durch das Wort.

1.1. Verkündigung durch äußere Ausdrucksformen

Medard Kehl spricht davon, dass es „kommunikative Glaubensmilieus“ braucht, damit Glaube wachsen und sich verbreiten kann. In seinem Buch „Wohin geht die Kirche“ betont er zu Recht, dass es solche Orte braucht, an denen man seinen Glauben bewusst und auch öffentlich leben kann; und dass es genauso Orte braucht, an denen die Möglichkeit besteht, den Glauben zu lernen.

Dies ist für mich eine sehr wichtige Aufgabe aller Christinnen in einer Gemeinde – und es ist sicherlich nicht die einfachste. Ich stelle mir dabei die Frage: Was lernen Menschen, wenn sie in unsere Gemeinden kommen? Welcher Glaube wird hier tatsächlich sichtbar? Welcher Glaube zeigt sich in unseren Feiern; in unseren Pfarrblättern und Schaukästen; in der Gestaltung unserer Kirchen und Räumlichkeiten?

Denn die Verkündigung des Glaubens erfolgt, noch bevor wir unseren Mund aufmachen. In der Pastoraltheologie läuft dies u.a. unter dem Begriff der „Pastoralästhetik“: Also der Erfahrung, dass es verschiedene Ebenen des Wahrnehmens von Wirklichkeit gibt; und dass Menschen eben auch am Äußerlichen unserer Pfarrgemeinden einiges von dem wahrnehmen, was hier die inneren Werte und Ziele sind. Insofern ist der Dienst der Pflege von Kirchen und Gebäuden nichts Nachrangiges oder Minderwertiges – sondern es dient letztlich demselben Ziel wie ein Glaubensgespräch, eine Bibelrunde oder die Sonntagspredigt: Menschen die Möglichkeit zu geben, Gott in ihrem Leben zu entdecken bzw. als einen zu entdecken, der nicht fern, sondern nahe ist.

1.2. Verkündigung durch Begegnungen

Glaubensweitergabe ist zweitens eine Beziehungsfrage – so hat es der Bonner Religionspädagoge Reinhold Boschki sehr schön herausgearbeitet: Glaube ist im Wesentlichen Beziehung. Peter F. Schmid spricht sogar von einem Paradigmenwechsel in der Seelsorge, wenn er von der „Begegnung als Verkündigung“ spricht. Und er stellt fest, dass es einen Schritt weg von Betreuung und Belehrung hin zu Beratung und Begleitung braucht.

Glaube wird also vor allem kommunikativ weitergegeben, nämlich in unserem Umgang miteinander. Und dies betrifft nun nicht nur oder nicht primär unsere Begegnungen am Sonntag am Kirchplatz, sondern das, was im II. Vatikanum mit dem Laienapostolat mitgemeint ist: Die Sendung, den Glauben in den Begegnungen des Alltags zu bezeugen und weiterzugeben; so zu leben, dass ich gefragt werde nach dem „Grund der Hoffnung, die mich erfüllt“.

Gerade dieser Verkündigungsaspekt ist meines Erachtens derjenige, der am tiefsten geht – und der nur im kleinsten Ausmaß von den Priestern bzw. den Hauptamtlichen erfüllt werden kann. Denn Begegnung braucht auch ein Gegenwärtigsein; ein Mitsein mit den Anderen. Aus diesem Grund ist es meines Erachtens unabdingbar notwendig, dass es in jeder Gemeinde Bezugspersonen gibt, die auch repräsentativ und verantwortlich für die konkrete Gemeinde stehen.

Ein konkretes Beispiel ist für mich die Frage, wie man mit Fremden, mit Gästen, mit neu Hinzugekommenen in einer Gemeinde umgeht: An diesen Begegnungen entscheidet sich oft viel im Blick darauf, ob sich Menschen in dieser Gemeinde willkommen und erwünscht fühlen oder nicht; ob sie gleich vereinnahmt werden – oder ob sie als die Person, die sie sind, da sein dürfen.

Von Frankreich kommend hat sich mittlerweile auch nach Deutschland und vereinzelt in Österreich etwas entwickelt, was diese offenen Begegnungen fördert: Es nennt sich in Frankreich „accueil“ – also gewissermaßen ein Empfangsteam in Kirchen (vor allem in der Stadt), die für Besucher da sind; sie auch ansprechen; für Auskünfte zur Verfügung stehen.

Zu diesen Begegnungen gehören für mich aber auch die vielfältigen Besuchsdienste, die sich in den Pfarrgemeinden entwickelt haben und die zum größten Teil von Ehrenamtlichen wahrgenommen werden: Krankenbesuche; Besuche in Altersheimen; in Gefängnissen; anlässlich von Geburten, von Jubiläen etc. Ich glaube, dass auch hierin eine begegnende Verkündigung erfolgt. Und ist es nicht letztlich genau das, woran wir als Christen und auch als Gemeinschaft gemessen werden entsprechend Mt 25, der Weltgerichtsrede? Kranke und Gefangene besuchen; Armen zu helfen?

1.3. Verkündigung durch das Wort

Und schließlich gibt es auch noch die Verkündigung durch das Wort. Hier könnte man nun die ganze Diskussion über die Möglichkeit oder die Notwendigkeit der Laienpredigt führen. Mir geht es aber um etwas Grundsätzlicheres. Denn die Berufung zur Wortverkündigung kann ich bei einer der Taufberufungen fest machen: Nämlich bei der Berufung zum Propheten, die durch die Salbung erfolgt. Als Christen haben wir Anteil an Christus, der gesalbt ist zum Priester, König und Propheten.

Prophet zu sein – das bedeutet nicht, die Zukunft vorherzusagen, sondern die Zeichen der Zeit wahrnehmen und deuten zu können – und die eigene Stimme zu erheben. Dazu muss man aber in dieser Zeit wirklich zu Hause sein; man muss offene Augen und Ohren haben für die

konkreten Nöte und Sorgen. Prophet zu sein ist nicht immer etwas Angenehmes; es ist oft ein kritischer Blick auf die Gegenwart; auf die Institution, in der man steht.

Ich meine, dass auch dies eine ureigenste Aufgabe der ChristInnen ist – nämlich nicht nur innerhalb der Pfarrgemeinde, sondern auch innerhalb der Gesellschaft, in der sie leben: Auf Ungerechtigkeiten; auf Menschen, die an den Rand gedrängt sind; auf ungerechte Strukturen zu achten. Und nicht zu schweigen, wo es gegen das Leben und die Würde der Menschen geht. Ich meine, dass dies eine wichtige Aufgabe von Christinnen in den Gemeinden ist – und dass solche Wahrnehmungen und Erfahrungen auch in die Gottesdienste eingebracht werden müssen, nicht nur in Fürbitten, sondern in konkreten Zeugnissen und Predigten.

Zur Weitergabe des Glaubens im Wort gehört aber auch die Fähigkeit, über den eigenen Glauben Auskunft geben zu können. Dies gilt für die einzelnen Christen und Christinnen, dies gilt aber auch für unsere Gemeinden. Sie müssten vermehrt zu Lerngemeinschaften des Glaubens werden – und zwar in all ihren Diensten. Es gibt sicher viele Lernorte des Glaubens: Familienrunden, Bibelkreise, Soziale Dienste etc.

Karl Rahner spricht vom Christ der Zukunft als einem „Mystiker“ – und das heißt für ihn: es ist einer, „der etwas erfahren hat“. Glaubenserfahrungen sind meines Erachtens die Voraussetzung für das Glaubenlernen und für das Weitergeben des Glaubens. Es braucht dann aber auch ein Glaubenswissen über die Grundpfeiler unseres Glaubens. Angebote dafür zu bieten für interessierte Christinnen und Christen – das ist für mich eine genuine Bringschuld von Hauptamtlichen; von Theologen- und Theologinnen in den Pfarrgemeinden.

2. Die gelebte Solidarität

Der diakonische Dienst der Laien wird zumeist am wenigsten in Frage gestellt – aber häufig auch übersehen, wenn man auf die Pfarrgemeinden blickt. Sehr leicht wird dabei auf die Pfarrcaritas verwiesen, auf den Sozialkreis – und das ist auch wichtig und gut so. Und dennoch darf es dabei nicht stehen bleiben – denn die Solidarität als Grunddienst ist etwas, was uns alle betrifft und was allen Christinnen aufgetragen ist.

Ich habe es über die „Bewegung für eine bessere Welt“ im Sinne des „Wohnviertelapostolats“ kennengelernt: nämlich die Verantwortung zu übernehmen, im eigenen Wohnbereich die Augen offen zu halten für Menschen, die in Not sind. Das kann die Leitung nicht machen; dass kann auch keine Caritasorganisation machen.

Interessanterweise ist gerade dieser diakonische Aspekt in der frühen Kirche einer der zentralen Gründe für das Wachsen der Gemeinden gewesen – und das Wachsen der Gemeinden wurde immer schon als ein Zeichen der Gegenwart des Heiligen Geistes angesehen. Ich finde es aber schlecht, wenn sich die Amtsträger bzw. die Gemeindeleitungen aus dem diakonischen Teil zurückziehen würden mit dem Argument: das ist ja die Aufgabe der Laien – oder das ist ja die Aufgabe der Caritasorganisation.

Vor allem mache ich mir Gedanken, wie diese Dimension unseres Christseins konkret im gemeindlichen Leben präsent sein kann: Bei unseren Festen und Feiern; bei unseren Zusammenkünften. Selbstverständlich geht es dabei auch um die Sorge für die Nöte derer, die gemeindlich engagiert sind. Die Diakonie zwingt aber die Gemeinde und die Christinnen in ihr auch, den Binnenblick aufzubrechen – und da sehe ich auch den großen Vorteil unseres pfarrlichen Territorialprinzips: Wir haben eine Verantwortung für die Menschen, die um uns herum leben und wohnen, egal welcher Konfession oder Religion sie angehören.

Wenn hier im Titel der Tagung das Wort „Heildienst“ steht – so ist damit hoffentlich nicht nur das ewige Heil gemeint, sondern der Dienst am auch gegenwärtigen Heil der Menschen um uns herum.

3. Die Verantwortung für Gottesdienst und Feiern

Zum Christsein gehört neben dem Nächstendienst auch der Gottesdienst. Das II. Vatikanum hat die zentrale Bedeutung der Eucharistie so sehr hervorgehoben, dass dabei leicht vergessen wird, dass es eine Vielfalt von Gottesdienstformen gibt. Zu Recht warnen derzeit viele vor einer Konzentration von Eucharistiefiern in Zentralpfarren. Werbick spricht sogar davon, dass aus unseren Pfarrgemeinden dadurch „Fahrgemeinden“ werden könnten.

Jede Gemeinde braucht in ihrem Zentrum das gemeinsame Gebet und die gemeinsame Feier. Dies funktioniert ja in vielen Dorfgemeinschaften sehr gut: Da gibt es immer noch Vorbeter; es gibt Maiandachten oder andere Gottesdienste in Laienverantwortung.

Ich finde es selbstverständlich schade und theologisch unverständlich, dass nicht mehr dafür getan wird, dass es mehr Eucharistiefiern vor Ort, in den Gemeinden gibt. Da hier aber in nächster Zeit im Blick auf Weihezulassungsbedingungen keine Änderung in Sicht ist, stellt sich die Frage: Was tut man in den Gemeinden, damit es weiterhin gemeinschaftliches Gebet und Gottesdienste gibt? Und wie wird dies von den Pfarrverantwortlichen gefördert?

Es gibt ja mittlerweile in den meisten Pfarren auch Liturgieverantwortliche und auch Fortbildungen für sie. Dennoch scheint mir der Bereich der Liturgie noch sehr stark als Priesterdomäne (bzw. mittlerweile auch verstärkt der ständigen Diakone) zu gelten. Es braucht für uns Christen die Verbindung von Nächstendienst und Gottesdienst – und zwar für beide Seiten.

4. Der Dienst an der Gemeinschaft

Zu den Grunddiensten gehört schließlich auch die „Koinonia“, die Gemeinschaft. Christsein war von Anfang an ein Glaube in einer Gemeinschaft – und jede Gemeinschaft braucht Personen, die in ihr Aufgaben übernehmen. Im Blick auf unsere Gemeinden möchte ich diesbezüglich hervorheben: die Pfarrgemeinderäte; die Frage der Gemeindeleitung sowie die Charismenorientierung in den Gemeinden.

4.1. Die Pfarrgemeinderäte

Eine der derzeit wichtigsten und sichtbarsten Aufgabenbereiche in den Pfarren stellen die unterschiedlichen Räte in den Pfarren dar: Pfarrgemeinderäte und Wirtschaftsräte (bzw. in Deutschland die Kirchenvorstände).

Paul Zulehner hat vor einem Jahr gemeinsam mit Anna Hennersperger eine Studie veröffentlicht, die sich auf eine breit angelegte Umfrage unter österreichischen Pfarrgemeinderäten im Jahr 2009 bezieht – unter dem Titel: „Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden“.

Zwei Hauptmotive bewegen nach Aussage der Studie die Pfarrgemeinderäte: Einerseits die Sorge „für Gott und sein Volk“; andererseits aber auch die eigene Entwicklung. Und das Er-

gebnis ist: „Die Sorgen um das Gemeinwohl und um das Eigenwohl ergänzen einander nicht nur, sondern stärken sich gegenseitig.“⁵

Pfarrgemeinderäte sorgen sich auch um die Entwicklung der Gemeinden – und sie zeigen damit eine hohe Identifikation mit ihnen: die Sorge darum, dass die Kirchen leerer werden; dass es wenig Kinder und Jugendliche gibt; aber auch die Sorge, dass es schwerer wird, Menschen zu ehrenamtlichen Tätigkeiten in den Gemeinden zu bewegen. Weiters die Sorge, wie es ohne Pfarrer weitergehen wird – und was es bedeutet, in absehbarer Zukunft oder vielleicht schon jetzt keine eigenständige Pfarre mehr zu sein.

Die Studie zeigt auch, dass sehr viel an Eigenverantwortlichkeit und an Professionalität vorhanden ist – wenn es die zuständigen Pfarrer zulassen. Viele sehen sich auch als Teil des Leitungsgremiums der Pfarre; und als eine wichtige Aufgabe wird vielfach genannt: den Pfarrer zu entlasten, damit er sich mehr der Seelsorge widmen kann. Zugleich aber sagen aber fast alle, dass Seelsorge „in unserer Pfarre“ auch oft von Laien geleistet wird.

Und was erwarten sich die Pfarrgemeinderäte von der Diözese oder der Pfarre? Zusammengefasst gesagt sind es Anerkennung und Wertschätzung, nicht mehr.

Ein Ergebnis der Pfarrgemeinderatsstudie macht mich aber nachdenklich, wenn bei allem Positiven festgestellt wird, dass sich sehr viele der Aktivitäten der Pfarrgemeinderäte um den Binnenbereich drehen: „vor allem um die Gestaltung des Kirchenjahres. Pfarrgemeinderäte befassen sich bei ihren Beratungen in Sitzungen vorrangig mit Festen und Feiern, Pfarrfesten, pfarrlichen Veranstaltungen, kirchlichen Festen im Jahreskreis, Vorbereitungen auf Erstkommunion und Firmung. Auch die Anzahl der Nennungen bei Baufragen und Finanzen ist hoch.“⁶

Es wird jedenfalls deutlich, dass es viele hoch motivierte Menschen in den Pfarrgemeinden gibt, die das Gemeindeleben wesentlich mitgestalten und mitprägen.

4.2. Laien in Leitungsfunktionen

Ein zentraler Diskussionspunkt im Blick auf Laien und Gemeinde darf schließlich auch nicht ausgespart bleiben: Nämlich jener der Leitungsfrage. Bis vor wenigen Jahren galt hier die Maxime fast aller Diözesen: Die Gemeindeleitung darf nur von einem Priester wahrgenommen werden, da Gemeindeleitung und Eucharistievorsitz aus theologischen Gründen zusammengehören. Mittlerweile hat sich in dieser Frage doch einiges bewegt – nicht zuletzt angestoßen durch den größer werdenden Priestermangel.

Dass Laien in Pfarrgemeinden unterschiedlichste leitende Funktionen ausüben, ist mittlerweile unbestritten. Dass aber tatsächlich auch von Gemeindeleitung gesprochen wird, ist neu. So hat z.B. Kardinal Schönborn für die im Gang befindliche Wiener Pastoralplanung festgehalten, dass es innerhalb der neuen, größeren Pfarren mehrere und unterschiedliche Gemeinden geben wird, die von geeigneten Frauen und Männern geleitet werden sollen.

Damit sind wir eigentlich fast auf dem Weg zu einem urkirchlichen Modell: nämlich der Leitung der örtlichen kleinen Hausgemeinden durch jene Personen, die natürlicherweise da

⁵ Zulehner, Paul M. / Hengersperger, Anna, Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Ostfildern 2010, 24.

⁶ Ebd., 63f.

waren: die Besitzer oder Besitzerinnen der Häuser; oder die Ältesten – seien es Frauen oder auch Männer.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Leitung von Gremien, von Arbeitskreisen oder auch von Gemeinden bedeuten muss, dass hier auch Entscheidungen fallen, die nicht nochmals vom Pfarrer oder von einer anderen Stelle hinterfragt oder korrigiert werden.

4.3. Die Vielfalt der Charismen und die Notwendigkeit der Ordnung

Wenn wir von den Aufgaben von Laien sprechen, dann müssen wir bei den ersten Gemeinden Christi ansetzen. Denn gerade an der Entwicklung der frühen Gemeinden zeigt sich, dass eine Gemeinschaft nur bestehen kann, wenn Menschen in ihr Aufgaben übernehmen. Die ersten Aufgaben in den Gemeinden haben sich sehr pragmatisch gebildet: Es braucht jemanden, der einen Versammlungsort zur Verfügung stellt; es braucht jemanden, der die Versammlungen leitet. Dann ist es notwendig, dass für die Verpflegung derer gesorgt wird, die kommen. Es braucht Verantwortliche für die Feier; für die Armen etc.

Paulus prägt dann die sogenannte Lehre von den „Charismen“ der Menschen – von den Gnadengaben, die eine Gemeinde aufbauen. Damit wird ein mehrfaches gesagt:

- Paulus geht davon aus, dass in jeder Gemeinde genügend Menschen mit Fähigkeiten da sind, die dem Aufbau dieser Gemeinde dienen.
- Er schränkt nicht ein, was genau vorhanden sein darf und was nicht vorhanden sein darf; wohl aber sagt es: es muss dem Aufbau der Gemeinde dienen.
- Und auch in der Frage der Leitung setzt er auf die Charismen. Vor allem vertraut er dabei auf eine gemeinschaftliche, auf eine geteilte Leitung – auf Teams von Ältesten in den Gemeinden.

Paulus hat seinen Gemeinden sehr viel zugetraut. Das war nicht nur einfach: Es gab immer wieder Konflikte, wie uns nicht zuletzt die Korintherbriefe zeigen. Aber er schränkt die Vielfalt der vorhandenen Charismen nicht sofort ein, sondern er verweist darauf, dass alle sich bewusst sein müssen: das eigentliche Haupt ist nicht Paulus oder Kephas oder einer der Ältesten, sondern es ist Christus.

Wurde in unserer Kirche über viele Jahrhunderte dann die Vielfalt eingeeengt auf das Amt des Pfarrers, der eine Gemeinde leitet, so hat sich im 20. Jahrhundert wieder langsam diese Vielfalt entwickelt. Das wichtigste scheint mir dabei zu sein, dass diese Charismen, die Dienste der Menschen in den Pfarren nicht dem Priester dienen, sondern dem Aufbau und dem Leben der Gemeinde – letztlich also den Menschen selbst.

Deshalb kann auch das Apostolische Schreiben von 1997, meist „Laiendekret“ genannt, falsch interpretiert werden, wenn es von der „Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“ spricht. Denn die eigentlich Bezugsgröße ist die Kirche bzw. die Gemeinde, die Kirche im Kleinen, und nicht der Priester und seine Tätigkeiten.

Von Paulus und seinen Gemeinden können wir auch lernen, dass nicht jede Gemeinde dieselben Charismen hat und auch nicht haben muss. Vor allem sind die Charismen gegeben als Dienst für die Gemeinschaft.

In unseren Pfarrgemeinden wird es in Hinkunft vieles nur dann geben, wenn die Charismen der Christen erkannt und auch zugelassen werden. Eine geist-volle Kirche ist eine Kirche, in der nicht alles von vornherein festgelegt ist; es ist eine Kirche, die offen und neugierig ist auf

Neues; es ist eine dynamische Kirche unterwegs in dieser Zeit. Für die Pfarren und für die Pfarrverantwortlichen bedeutet dies: Weniger häufig zu sagen „es war schon immer so ...“, sondern: „Was braucht es heute, in dieser Zeit, um den Glauben zu verkünden und zu leben.“

Charismenorientierung bedeutet für mich aber auch: Es braucht eine Offenheit, Charismen zu entdecken und auch zuzulassen. Das ist meines Erachtens gar nicht einfach – und es ist eine genuine Leitungsaufgabe (egal ob durch den Priester, die Pastoralassistentin oder eine/n Pfarrgemeinderatsvorsitzende/n).

Um Charismen zu entdecken, braucht es das Gespräch mit Menschen; es braucht Visionen, was überhaupt in dieser Gemeinde möglich oder notwendig ist; es braucht vor allem das Zutrauen: dass Menschen ermutigt werden, ihre Begabungen, ihre Zeit, sich selbst einzubringen für den Dienst an der Gemeinschaft.

5. Laien als Seelsorger/innen

Schließlich muss in diesem Zusammenhang die Frage gestellt werden: Gehört die Seelsorge ebenfalls zu den Aufgaben aller Christinnen – oder ist das doch etwas genuin mit der Weihe Verbundenes? An dieser Frage entzündeten sich seit vielen Jahren in so einigen Diözesen heiße Diskussionen. Wer darf sich Seelsorger nennen? Und was ist mit Seelsorge wirklich gemeint?

Wenn ich den Seelsorgebegriff sehr eng fasse und auf die Sakramentspendung konzentriere, dann ist es klar, dass hier eine Bevollmächtigung Voraussetzung ist. Wenn ich aber die „cura animarum“ in ihrem Grundsinn hernehme als jegliche Handlung, die dem Seelenheil dient – dann ist der Seelsorgebegriff auf keinen Fall nur auf die geweihten Amtsträger zu reduzieren. Ich meine sogar, dass hier ein immer größeres Aufgabenfeld auf die Laien zukommt: Denn die Sehnsucht nach Trost und Heilung, nach Gespräch und Begleitung wird eher größer als geringer.

Seelsorge wird zumeist als Einzelseelsorge verstanden: als die Sorge um den einzelnen Menschen. Und damit ist auch deutlich, dass bei den derzeitigen und auch zu erwartenden zukünftigen Zahlen von Priestern es unmöglich ist, Seelsorge nur den Priestern zuzuschreiben.

Ich finde es in diesem Zusammenhang sehr spannend und leider auch fast tragisch, dass ein Gutteil der Priester als wichtige Motivation und Ziel für den Priesterberuf angibt, Seelsorger sein zu wollen. Die sich entwickelnden größeren Strukturen und die Zuständigkeit für immer mehr Menschen bringt es aber mit sich, dass die Einzelseelsorge vor Ort immer schwerer möglich wird.

6. Laien in Haupt- und Ehrenamt

Wir stehen im „Jahr des Ehrenamts“ bzw. der „Freiwilligenarbeit“. Eine wichtige Frage scheint mir im Blick auf die Pfarrgemeinde zu sein, wie sich Haupt- und Ehrenamt von Laien zueinander verhalten. Denn wenn wir von den Aufgaben der Christinnen sprechen, so gibt es in Österreich einiges, was z.B. von PastoralassistentInnen geleistet wird. Ich möchte mich hier in meinem Vortrag weniger auf die Ämterfrage konzentrieren als vielmehr darauf, dass die Frage umgekehrt werden muss: Was braucht es und was gibt es überhaupt innerhalb der Gemeinde an Aufgaben – und welche dieser Aufgaben brauchen auch eine offizielle Beauftragung?

Es ist dies ein Bereich, den ich hier nicht weiter ausfalten kann und möchte, den ich aber für nicht unwesentlich halte in der konkreten gemeindlichen Arbeit – und der auch zu manchen

Konflikten führt, wenn Hauptamtliche für eine pastorale Tätigkeit bezahlt bekommen, die früher Ehrenamtliche gemacht haben (z.B. das Leiten von Gruppen).

Die Tendenz im deutschsprachigen Raum und auch in Österreich geht dahin, dass Hauptamtliche stärker in der Aus- und Weiterbildung und in der Begleitung Ehrenamtlicher eingesetzt werden und dass vieles an Basisarbeit in den Pfarrgemeinden nicht mehr unmittelbar durch Hauptamtliche gemacht werden kann.

7. Beispiele von zukunftsorientierter Gemeindegearbeit

Was alles möglich ist an Gemeindeentwicklung und Gemeindeaufbau in der Verantwortung der vielen engagierten Christinnen in den Gemeinden zeigen mir Beispiele wie jenes von Köln Höhenberg-Vingst oder auch von der Diözese Poitiers.

Beide Modelle leben davon, dass den Menschen etwas zugetraut wird. Vor allem in Poitiers gibt es neue Gemeinden dort, wo sich Christinnen finden, die bereit sind, sich für 3 bis 6 Jahre ehrenamtlich in einem Leitungsteam einer Gemeinde zu engagieren. Und diese Gemeinden werden vom Bischof offiziell gegründet und die Laien werden beauftragt mit der Leitung.

Für Bischof Rouet ist das Wichtigste dabei das Vertrauen. Konkret sagt er: „Es sind nicht die Christen, die fehlen, was fehlt ist das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt.“⁷

Rouet entwickelt in der Diözese Poitiers eine neue Kirchengestalt, die nicht mehr priesterzentriert ist. Er beschreibt diese Entwicklung so: „Es geht also regelrecht u meine kopernikanische Wende: Nämlich um den Übergang aus dem Zustand, in dem Laien als fleißige und tüchtige Mitarbeiter um den Priester kreisen, um ‚dem Herrn Pfarrer zu helfen‘, hin zu dem Status wirklicher, verantwortlicher Gemeinden – mit einem Priester zu ihrem Dienst, der von Gemeinde zu Gemeinde geht und sich für jede Zeit nimmt.“⁸

Damit ändert sich das Priesterbild massiv: Der Priester ist auf Wanderschaft zwischen den Gemeinden. Und Rouet sagt: „Er ist nicht mehr der Mann des Organisierens, der sich um alle Details selbst kümmert, der alles weiß und alles dirigiert. Er muss zum Kern der Sache kommen, zu dem, was seine ganz eigene Sache ist: Er muss dem Wachstum im Glauben und der missionarischen Dynamik dienen.“⁹

Vor allem aber stärkt es die Gemeinden und die Verantwortung der Laien: Denn sie sind es, die Gemeinden leiten, gestalten – und zwar in allen Bereichen: Glauben verkünden, beten und den Menschen dienen. Und es geht dabei um mehr als Strukturen: es geht um eine Verantwortung für christliches Leben im umfassenden Sinn an einem bestimmten Ort.

Als zweites Beispiel nenne ich Köln Höhenberg-Vingst. Denn hier sind es konkret zwei Pfarrgemeinden, die unter der Leitung von Pfarrer Meurer seit vielen Jahren kooperieren – und die es geschafft haben, viel Neues zu initiieren. Der Ausgangspunkt ist dabei die Frage nach dem, was die Menschen vor Ort brauchen – gewissermaßen eine lebenswelt- und menschenorientierte Pastoral. Es gelingt dort, die unterschiedlichsten Fähigkeiten von Menschen für die Gemeinschaft fruchtbar zu machen.

⁷ In: Feiter, Reinhard / Müller, Hadwig (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009, 36.

⁸ Ebd., 27.

⁹ Ebd., 39.

Was man daraus lernen kann ist der Mut, Neues anzugehen; die Notwendigkeit einer Leitung, die vieles zulässt und die vielen etwas zutraut; und die Kooperation mit vielen anderen Stellen, die sich auch um die Menschen sorgen.

Zusammenfassend

Ich habe am Beginn gesagt, dass ich nicht in die Kerbe schlagen will, den Laien in den Pfarrgemeinden noch mehr Lasten aufzubürden. Ich möchte daher diese meine Überlegungen auch nicht als zusätzliche Lasten verstanden wissen – sondern als Überlegungen, welche Möglichkeiten und Chancen es gibt, damit Christsein in unseren Gemeinden gelebt werden kann.

Vor allem plädiere ich dafür, nicht defizitorientiert zu denken, wie z.B.: Wir machen jetzt das, was der Pfarrer nicht mehr machen kann; wir füllen Lücken aus, die durch den Wegfall anderer entstehen etc. Vielmehr muss es darum gehen, positiv vom christlichen Auftrag her zu denken und von daher das Engagement der Christinnen füreinander zu begründen – ein Engagement, ohne das es keine christlichen Gemeinden geben würde.

Literatur:

- Abel, Peter, Gemeinsam geht's besser. Wege der Zusammenarbeit für die Seelsorge, Mainz 1999.
- Ernsperger, Bruno, Aufbruch braucht Gestaltung. Impulse für die Gemeindeentwicklung, Innsbruck-Wien-Mainz 1999.
- Feiter, Reinhard / Müller, Hadwig (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009.
- Kehl, Medard, Wohin geht die Kirche? Eine Zeitdiagnose, Freiburg 1997.
- Klinger, Elmar / Zerfass, Rolf, Die Kirche der Laien – eine Weichenstellung des Konzils, Würzburg 1987.
- Koch, Kurt, Kirche der Laien? Plädoyer für die göttliche Würde des Laien in der Kirche, Freiburg-Konstanz 1991.
- Kranemann, Benedikt / Wijlens, Myriam (Hg.), Gesendet in den Weinberg des Herrn. Laien in der katholischen Kirche heute und morgen, Würzburg 2010.
- Krieger, Walter / Sieberer, Balthasar (Hg.), Alle sind Berufene. Christen in Kirche und Gesellschaft, Linz 2001.
- Meurer, Franz / Otten, Peter / Becker, Silvana (Hg.), Ort Macht Heil. Eine Lese- und Praxisbuch über lebensraumorientierte Pastoral in Köln HöVi (Höhenberg-Vingst) (KirchenZukunft konkret Bd. 3), Berlin 2007.
- Meurer, Franz, Wenn nicht hier, wo sonst? Kirche gründlich anders, Gütersloh 2011.
- Panhofer, Johannes / Schneider, Sebastian (Hg.), Spuren in die Kirche von morgen. Erfahrungen mit Gemeindeleitung ohne Pfarrer vor Ort – Impulse für eine menschnahe Seelsorge, Mainz 2009.
- Pock, Johann, Gemeinden zwischen Idealisierung und Planungszwang, Münster-Wien 2006.
- Schmid, Peter F., Begegnung ist Verkündigung, in: Diakonia 25 (1994) 15-37.
- Zulehner, Paul M. / Hengersperger, Anna, Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Ostfildern 2010.